

Vom Vorzeigemodell zur Alltagsoase

Autor(en): **Bachmann, Rebecca**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **71 (1996)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-106417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VOM VORZEIGEMODELL ZUR ALLTAGSOASE

**DER ZÜRCHER BRAHMSHOF WIRD FÜNF
JAHRE ALT. WAS IST AUS DEM PREIS-
GEKRÖNTEN VORZEIGEMODELL GEWOR-
DEN? EIN NEUGIERIGER RUNDGANG VON
REBECCA BACHMANN.**

UTOPIE IM KLEINEN Das sei hier ganz normal, lacht Frau Madar, als ich sie endlich gefunden habe. «Mich stört es nicht, wenn jemand reinschaut. Aber man muss sich schon daran gewöhnen, muss auch lernen, sich abzugrenzen, nein sagen zu können. Wenn ich meine Ruhe möchte, ziehe ich meine Lamellen zu, dann platzt niemand einfach rein.» Ruth Madar gehört sozusagen zum harten Brahms-

hof-Kern. Die Idee des sozialen Zusammenwohnens habe sie gereizt, als sie vor 5 Jahren mit ihrer Familie «aus einer ganz normalen Dreizimmerwohnung» hierher zog. Seit ihrer Scheidung lebt Frau Madar allein mit ihren drei Kindern, schätzt den Rückhalt, den sie in der Überbauung genießt. Unter den jungen Familien scheint die Utopie des mitmenschlichen Wohnens ein Stück weit tatsächlich realisiert. Beim regelmässigen

Kafitreff, im Weinclub oder beim spontanen Sonntagsbrunch finden sich Gleichgesinnte, die Kinder geniessen es, hier an die 50 Gspänli zu haben. In der Betreuung wechseln sich die Eltern ab, haben auch einen Mittagstisch auf die Beine gestellt. «Es ist wie eine Insel hier, ich habe eigentlich meinen ganzen Freundeskreis hier. Und vor allem für die Kinder ist es ideal. Sie spielen im Hof, gehen selten ins Quartier hinaus. «Es sind auch immer etwa dieselben, die sich für die Siedlung einsetzen, regelmässig an der Hofgemeind, der Bewohnerversammlung teilnehmen, sich in der Kompostgruppe oder am traditionellen Hofputz engagie-

Die Wohnung ist komplett rollstuhlgängig, für meine Frau ist das optimal. Roman Frey-Zwicky, pensionierter Architekt, MS-Angehöriger.

ren. «Anfangs hat mich das gestört, unterdessen akzeptiere ich das einfach.»

... ETWAS ZU SEHR «LARIFARI» Das können nicht alle. Herr Frey stört sich daran, «dass sich gewisse Leute so wenig einsetzen». Herr Frey ist 68, pensionierter Architekt und wohnt mit seiner Frau in einer behindertengerechten 2½-Zimmer-Wohnung. Frau Frey ist 62, sie hat Multiple Sklerose. Auch sie gehören zu den Brahms-hof-Pionieren. Mit der fortschreitenden Krankheit von Frau Frey wurde es in ihrem Haus ohne Lift im Zürcher Kreis 7 immer schwieriger. Die Wohnung im Brahms-hof ist durchgehend rollstuhlgängig, ausserdem wurden für Frau Frey die Lichtschalter etwas tiefer gesetzt und die Badezimmertüre durch eine Schiebetüre ersetzt. Vor allem diese praktischen Details haben Freys veranlasst, hierher zu ziehen. Kontakt mit den Nachbarn haben sich nicht sehr viel – «wir haben halt keine Kinder», meinen sie fast entschuldigend. Dennoch nimmt Herr Frey sooft er kann pflichtbewusst an der Hofgemeind und am gemeinsamen Aktionstag teil. «Es mag einen dann schon, wenn man sieht, wie die anderen auf dem Balkon sinneln. Vor allem die Studenten könnten sich mehr einsetzen.» Überhaupt, der ganze Larifari-Betrieb, die Unordnung, manchmal sei ihm das fast etwas zu viel. Gerade in einer Überbauung, die für ihre spezielle Architektur ausgezeichnet wurde, brauche es einen Hauswart, der für Ordnung Sorge, schaue, dass das schöne Gebäude nicht so verhandelt werde. – «Aber vielleicht bin ich auch etwas stur.»

... ODER MULTIKULTURELLE GEBORGENHEIT? Sind sie tatsächlich so schlimm, die Studenten? Ein ganzer Block mit 14 Studenten-WGs, ich bin auf das Schlimmste gefasst. Zugegeben, die Balkone gehören eher zur Gruppe «Ganze Wohnzimmer, Velos und leere Flaschen.» Aber sonst sieht's eigentlich ganz gesittet aus (ich habe unterdessen meine Voyeurs-Hemmungen etwas abgelegt): Es ist schon dunkel, manche Wohnungen sind ruhig, verlassen, in anderen sitzen gemütliche Runden um den

Ich fühle mich aufgehoben hier. Der Brahms-hof ist wie eine kleine Insel mitten in der anonymen Grossstadt. Adrian Bretscher, Student.

Küchentisch. Auch Adrian Bretscher ist am Kochen. Während die Maispizza den letzten Schliff erhält, versucht er, mir einen Einblick ins Studentenleben zu geben. «Wir machen eigentlich wenig Probleme. Ein Dorn im Auge sind wir gewissen Leuten jedoch, weil wir nicht mitmachen», gibt er offen zu. Er habe es versucht, habe bei der Kompostgruppe, bei der Hofgemeind vorbeigeschaut. «Aber irgendwie kamen mir diese Pflichtübungen, diese verordnete Gemeinsamkeit einfach blöd vor». Am Brahms-hof habe ihn damals schon vor allem die Aussicht auf eine Nachbarschaft

Fortsetzung auf Seite 48



Voyeurismus erlaubt: Der Gang durch die Laubengänge führt mitten durch «fremde» Balkone.

aus lauter Studenten gereizt. Der Kontakt untereinander scheint auch sehr intensiv, die Brahmschhof-Studis haben eine eigene Fussballmannschaft auf die Beine gestellt, spontane Nachtessen und Partys, Boccia-Spiele unter der Linde sind an der Tagesordnung. Dennoch kann man nicht sagen, die Studenten grenzen sich aus. «Wir haben schon darüber diskutiert, weshalb wir so wenig mitmachen. Ich habe herausgefunden, dass ich nicht einfach in einem Studentenblock wohnen möchte. Ich fühle mich aufgehoben in dieser durchmischten Nachbarschaft. Man kennt die meisten mit Namen, grüsst sich, wenn man sich sieht – in Zürich ist das nicht selbstverständlich. Ausserdem ist es multikulturell, man sieht auch andere Lebensweisheiten, andere Probleme.» Und wenn die Studenten etwas organisieren – wie zum Beispiel während der Fussball-EM, als sie in der Waschküche eine grosse Leinwand aufstellten, wo die Spiele übertragen wurden, dann treffen sich dort Fussballfans aus der ganzen Siedlung, ob jung oder alt. «Wahrscheinlich hatten die Frauen vom Evangelischen Frauenbund schon ein etwas engagierteres Gemeinschaftsleben im Auge. Aber ich denke, wir haben einen gesunden Mittelweg gefunden.»

KEINE UTOPISCHE IDYLLE Zu diesem Schluss kommt auch die Sozialwissenschaftlerin Barbara Mayer, die

1994 das Leben im Brahmschhof analysierte: «Im Brahmschhof gibt es keine Big Family, keine utopische Idylle, aber eine Hausgemeinschaft, wie sie viele Bewohnerinnen und Bewohner sich gewünscht haben», stellt sie fest. Auch wenn nicht alle Bewohner den Brahmschhof gleich beurteilen, auch wenn nicht alle sich engagieren, so scheinen sie hier doch alle eine Lebensform gefunden zu haben, die ihnen entspricht. Der utopische Enthusiasmus ist einem zufriedenen Realismus gewichen, auch bei den Frauenbund-Frauen: Ein Paradies sei der Brahmschhof sicher nicht, gibt die Präsidentin des Betriebsausschusses, Nanny Ribli, gerne zu, es «menschele» halt. «Vieles hatten wir uns vielleicht schon anders vorgestellt, aber es gibt auch sehr viele Dinge, die gut funktionieren, zum Beispiel der Mittagstisch, die Nachbarschaftshilfe.» Der Weg vom Vorzeigemodell zur Alltagsoase war nicht immer leicht, doch auch wenn die in Verwaltungsfragen ziemlich unerfahrenen Bauherrinnen in diesen 5 Jahren einiges lernen mussten, so kann man ihnen eines doch hoch anrechnen: Es war ihnen von Anfang an bewusst, dass es hier nicht um die Realisierung der eigenen visionären Ideen geht, sondern um Menschen, denen man zwar die nötigen Strukturen zur Verfügung stellen kann, die aber die für sie richtige Form des Zusammenlebens selbst finden müssen. In der Gratwanderung zwischen Massregeln und Machenlassen haben die Verwalterinnen ihre Flexibilität mehr als einmal bewiesen. Zum Beispiel, indem sie akzeptieren, dass spontane Treffs unter Gleichgesinnten offenbar mehr geschätzt werden als verordnete Gemeinsamkeit im grossen Rahmen. Dass gewisse geplante Aktionsgruppen einschliessen und dafür andere entstanden. Dass für Meditationen in der «Oase der Stille», einem besinnlich-beschaulich gestalteten Raum, offenbar kein Bedürfnis da ist. Oder dass man lieber ungezwungen in den Räumen des Mütterzentrums beisammensitzt als im grossen Gemeinschaftsraum. Nach zwei Jahren wurde das Betriebsreglement des umständlichen Verwaltungsapparates neu organisiert, nun sind auch die Bewohner/innen aktiv im Betriebsausschuss vertreten, können ihre Anregungen direkt einbringen.

FINANZIELLE WERMUTSTROPFEN Was den optimistischen Blick vielleicht etwas trübt, sind Probleme ganz anderer Art: Mittlerweile nehmen die Mietzinse vieler Wohnungen ein nur noch bedingt tragbares Mass an. Für viele ist ungewiss, wie die Zukunft nach der nächsten Erhöhung aussieht, einige mussten bereits ausziehen – aus finanziellen Gründen. Zwar können die Wohnungen momentan noch problemlos weitervermietet werden, doch verliert der Brahmschhof mit jedem Wechsel junge, engagierte Bewohner/innen, und die zahlungskräftige Schicht, die nachzieht, entspricht nicht unbedingt der ursprünglich avisierten Mieterschaft.

Der Brahmschhof ist kein Paradies, es «menschele» halt. Aber vieles funktioniert sehr gut. Nanny Ribli, Präsidentin Betriebsausschuss.